

Externe Bemerkungen zur Wirtschaftssprache Deutsch

Thomas Bleicher
Université de Mayence

Meine Annäherung an das Thema beginnt mit Hinweis auf den ursprünglichen Titel des Kolloquiums „Les Langues des Affaires“. Affaires/Affären: hier findet sich ein typisches Beispiel für die ‚faux amis‘, die zu immer mehr Missverständnissen in der internationalen Kommunikation (ver-)führen. So widerspricht das deutsch-französische Wort geradezu allen nationalen Vorurteilen beider Länder. Während ‚affaires‘ auf das Thema Wirtschaft verweist und damit auf Öffentlichkeit zielt, haben Deutsche, Männer wie Frauen, meist Affären mit Menschen, mit denen sie offiziell eigentlich gerade keine solchen Kontakte haben sollten, so dass sich diese Vorgänge eher in verborgener Intimität abspielen.

1

Wenn wir uns nun den „Langues des Affaires“ zuwenden, werden wir also besser das Wort Affären vermeiden und lieber zuerst einmal das Wort Wirtschaft betrachten. Es leitet sich natürlich von „Wirt“ ab, wobei sich das Wort „Wirtschaft“ jedoch schon von Anfang an von dieser ursprünglichen Bedeutung des Hausherrn und Gastgebers gelöst hat. Sicherlich auch zum Vorteil, wenn man an einen auch heute noch zitierten deutschen Spruch denkt: ‚Wer nichts wird, wird Wirt‘.

Im Mittelalter bedeutet Wirtschaft meist „Bewirtung, Gastmahl“; im 16.Jh. erscheint die spezifische Berufsbezeichnung der ‚Gastwirtschaft‘, aber erst seit dem 18.Jh., im Verlauf der immer zahlreicher auftretenden selbständigen Berufe, wird das Wort im heutigen Sinn verwendet: als Zusammenfassung der

Einzelwirtschaften. Allerdings haftet dem Wort oft auch der Nebensinn des Unnötigen oder des Ungeordneten an wie im Ausruf: ‚Was ist das hier für eine Wirtschaft!‘ Dass dies nicht nur eine populäre Phrase der Ohnmacht gegenüber der Übermacht des Großkapitals ist, beweist die gerade wieder in Frankreich aktualisierte Version des ‚polnischen Klempners‘, der ja nicht nur dem teureren Franzosen die Arbeit wegnimmt, sondern – zumindest wird dies suggeriert – nur schlechte Arbeit abliefert.

2

Dass das Wort Wirtschaft und seine Bedeutung in Deutschland eine besondere Rolle spielen, muss etwas deutlicher skizziert werden. Nazi-Deutschland hat den Zweiten Weltkrieg verloren. Die Folgen waren unter anderen viele Tote, viele Migranten, zerstörte Städte, politische Bedeutungslosigkeit. Wer überleben wollte, musste wieder aufbauen (helfen). So kennzeichnet der Begriff ‚Wirtschaftswunder‘ die besondere Rolle der Wirtschaft im Nachkriegsdeutschland und bleibt auch später eine Art Ersatz-Identifikation für ein politisch bedeutungsloses Land, das sich gerade als geteiltes Land BRD dem anderen Teil DDR wirtschaftlich überlegen zeigt. Dies hat dann auch die sog. Wiedervereinigung nicht gerade erleichtert: die angebliche oder wirkliche Arroganz der Wessis gegenüber den Osis, die vor allem von der wirtschaftlichen Überlegenheit (des Staates und nicht unbedingt des Einzelnen) herrührt. Wenn mit der nationalen Einheit seit 1990 jedoch eher der Begriff ‚Wirtschaftskrise‘ Realität erfährt, im Westen meist noch begründet mit der wirtschaftlichen Schwäche des Ostens, so beweist dies allerdings nur, dass Deutschland wieder eine mehr oder weniger normale Nation geworden ist, in der es nun einerseits auch Wirtschaftskrisen gibt und in der andererseits auch die Politik nicht mehr nur eine nationale Rolle spielt.

Das heißt letztlich: Deutschland lässt sich heute nicht mehr hauptsächlich wirtschaftlich definieren. Denn selbst deutsche Firmen wie Mercedes oder BMW sind im Rahmen der sog. globalen Weltwirtschaft eben nicht mehr nur deutsche Firmen, wenn sie deutsche Arbeiter entlassen, weil Arbeiter in Rumänien billiger arbeiten. Hiermit rühren wir an ein heikles Thema: an die Moral der Arbeitgeber. Wem sind sie verpflichtet: dem Gewinn der Firma oder dem sozialen Frieden der Gesellschaft? Wenn man hier an die ethischen Vorstellungen des Aristoteles erinnern wollte, müsste man einen mittleren Weg suchen; denn die Gerechtigkeit steht für ihn zwischen Gewinn und Verlust, zwischen zuviel Geld und zuwenig Geld. Das klingt überraschend revolutionär bei einem meist konservativ gedeuteten Philosophen und wird auch mehr als zwei Jahrtausende später noch von John Stuart Mill bestätigt, der sagt: „Gerechtigkeit bleibt weiterhin die geeignete Bezeichnung für einen Bereich sozialer Nützlichkeit“. Deshalb ist für ihn das Glück der Allgemeinheit wichtiger als der individuelle Nutzen, weshalb er sogar betont: „Es ist besser, ein unzufriedener Mensch zu sein als ein zufriedenes Schwein“. Und von mehreren Humanwissenschaftlern (wie Jonas, Anders und Arendt) wird auch im 20. Jahrhundert das „Prinzip Verantwortung“ als höchster menschlicher Wert aufrechterhalten, ohne den letztlich der eigene (nicht nur moralische) Untergang droht.

Das Thema der sozialen Gerechtigkeit ist also auch heute noch höchst aktuell und wieder äußerst brisant. Denn es zeigt auch, dass der totale Kapitalismus US-amerikanischer Prägung kein universales Modell sein darf, weil diese Unternehmen „genau so frei agieren“ können - so behauptet jedenfalls der CDU-Generalsekretär Heiner Geißler - „wie die Mafia, die Drogendealer, die Terroristen“. Dagegen sollte der soziale Kapitalismus stehen, der europäischen Traditionen entspricht und in dieser Form auch ein weltweites Export-Modell sein könnte. Zumindest sind sich heute sogar Industrie-Präsidenten wie

Jürgen Thumann bewusst, dass „wir (...) auch Fehler gemacht (haben) in der Vergangenheit“ wie z.B. bei der fragwürdigen Abwicklung von Betrieben in Ostdeutschland und „dass wir uns (umso mehr) der Verantwortung, auch der sozialen Verantwortung stellen müssen, bevor wir Arbeitsplätze abbauen“. Denn das Geld allein darf nicht das Ziel der Wirtschaft sein; Geld ist und bleibt ein Medium, das der Gesellschaft und ihren Individuen zu mehr Lebensqualität verhelfen muss (was zumindest als Idealkonzept gegen jede Realskepsis aufrecht erhalten werden sollte). Andernfalls handeln die Arbeitgeber unverantwortlich und gefährden damit den gesellschaftlichen Frieden.

3 Wirtschaft betrifft also nicht nur Wirtschaft; deshalb heißt das Fach ja auch nicht Wirtschaftswissenschaft, sondern Wirtschaftswissenschaften. Insofern ist es eigentlich auch logisch, dass es keine eigene Fachsprache Wirtschaftsdeutsch geben kann. Vor mehr als zehn Jahren gab es universitäre Werbekampagnen, die versprachen, den Studenten in einem einzigen Sommerkurs Wirtschaftsdeutsch beizubringen, und viele Studenten haben viel Geld bezahlt in der Hoffnung, in so kurzer Zeit eine solch wichtige Fachsprache oft sogar nur mit sehr geringen Sprachkenntnissen zu erwerben. Gut für die Universität als Wirtschaftsunternehmen, weniger gut für die Universität als Ort der Wissenschaften: Denn mittlerweile hat sich herumgesprochen, dass man keine Fachsprache ohne gewisse allgemeinsprachliche Grundkenntnisse erlernen kann. Und Wirtschaftsdeutsch umso weniger, weil es eben keine spezifische Wirtschaftssprache gibt. Selbstverständlich gibt es ein umfangreiches wirtschaftssprachliches Vokabular, weil viele wirtschaftliche Gebiete ihre eigenen Wortfelder besitzen.

Wirtschaftsordnungen wie zentrale Planwirtschaft und freie oder soziale Marktwirtschaft, Unternehmensformen wie Einzelunternehmen, Personengesellschaften und offene Handelsgesellschaften sowie Kommandit-, Kapital- und Aktiengesellschaften, betriebswirtschaftlich definierte Produktionsfaktoren wie Arbeit, Werkstoffe (Material, Energiestoffe, Hilfsmittel usw.), Betriebsmittel (Anlagen, Maschinen, Werkzeug, Transportmittel usw.) und Betriebsführung (Leitung, Planung, Organisation und Kontrolle): schon diese allgemeinen Themenkomplexe erfordern eine Fülle von neuen Wörtern, die sich typisch deutsch - oft in Form von Komposita finden lassen. Dazu kommt z.B. bei den Aufgaben einer Bank ein umfangreiches Spezialvokabular wie Diskont- und Lombardsatz, Mindestreserve und Offenmarkt usw. Außerdem werden allgemeinsprachliche Ausdrücke zu idiomatischen Metaphern umgebildet, was oft - wiederum typisch deutsch - mit Präfixen erreicht wird. Im Sprachlehrwerk „Stufen“ belegt dies beispielhaft ein auf Missverständnissen beruhender Witz: Ein Bankbeamter fragt den Mann, der gerade ein Konto eröffnen will, wie viel Geld er denn einzahlen wolle - worauf der Mann antwortet: „Wieso einzahlen? Ich wollte doch Geld abheben“.

Sieht man jedoch vom Vokabular ab, so erkennt man, dass je nach wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive diese oder jene fachfremde Sprache in die Texte der Wirtschaft einfließt, wobei diese Spezialsprachen meist sogar noch vereinfacht - und das heißt wieder verallgemeinert - werden müssen. Deshalb kann dieses Sprachgemisch am ehesten mit der Sprache des Journalismus verglichen werden, da Wirtschaft viele Bereiche des menschlichen Lebens umfasst, von denen - natürlich nicht nur aus wirtschaftlicher Perspektive - dann ja auch der Journalismus berichtet. Dies bedeutet, dass gerade Wirtschaftswissenschaftler ebenso wie Journalisten eine möglichst breit gefasste Allgemeinsprache beherrschen müssen - ohne Priorität bestimmter grammatikalischer Grundstrukturen wie z.B. in der

Sportsprache, die konsekutive, finale und modale Sprachformen für Trainingsziele und -methoden bevorzugt, oder in den Naturwissenschaften, in denen unter anderen Passiv-Konstruktionen und dass-Sätze für die Deskription von Experimenten vorherrschen.

Allen, die noch zweifeln, sei eine kurz gefasste Liste der Grammatik-Übungen zur „Fachsprache Deutsch“ der von Lothar Jung herausgegebenen „Betriebswirtschaft“ vorgestellt: Wortbildung, Präpositionen, Verben mit präpositionalem Objekt, Modalverben, Negation, Hauptsatz- und Nebensatzkonjunktionen, Verbalisierung und Nominalisierung, Partizipialattribute, Passiv, Konjunktiv I und II. Keine einzige spezifisch wirtschaftswissenschaftliche Sprachstruktur, sondern (fast) die gesamte Palette der Grammatik, die für die multiperspektivischen Wissenschaften von der Wirtschaft benötigt werden.. Was noch fehlt? Lediglich Basis-Elemente wie Artikel, Pronomina, Adjektive - und darüber hinaus (mehr oder weniger durchgängig) Temporal-Sätze. Die Zeit scheint – zumindest in BWL - keine große Rolle zu spielen; denn Expansion oder Krise sind eben nur typische Phasen im Wirtschaftsverlauf; historische Situationen werden somit zu aktuellen Modellen: zu paradigmatischen Reflexionsmustern für die Strategien von morgen.

Selbstverständlich gibt es auch viele wirtschaftstypische Situationen, die sich jedoch immer wieder auf alltägliche Situationen zurückführen lassen. So findet der Deutsch-Lerner im Lehrwerk „Stufen“ seine ersten Alltagsorientierungen im Hotel und bei der Zimmersuche, im Restaurant und auf der Bank sowie im Kaufhaus und beim Arzt – sechs eindeutig wirtschaftstypische Grundmuster, die man dann später ohne große didaktische Mühen fachsprachlich erweitern, also immer mehr spezialisieren kann.

Und dennoch gibt es tatsächlich auch einen eigenen wirtschaftssprachlichen Aspekt. Dieser ist jedoch kulturspezifisch und kann demnach temporal und lokal sehr unterschiedlich sein. Gemeint ist hier die Körpersprache, die ein jeder Wirtschaftswissenschaftler erlernen muss, wenn er später Erfolg haben will. Grundsätzlich gilt hier, ein deutsches Tabu zu vermeiden, was dann im Wirtschaftsleben sogar zum absoluten Gebot erhoben wird: Wer spricht, muss angeschaut werden. Der Blickkontakt beweist das Interesse des Zuhörers; sonst entsteht kein Dialog – und ohne Dialog kein Geschäft. Es ist dies gerade für Deutsche besonders wichtig, weil man argumentativ verhandeln muss, um zu einem positiven Abschluss zu kommen – im Unterschied zu Franzosen, die nicht verhandeln, sondern ohne Ergebnisorientierung diskutieren, weil ihre Vorgesetzten schon zuvor entschieden haben oder erst später entscheiden werden. Und in Algerien: Wirken hier noch postkoloniale Verhaltensformen in der Wirtschaft nach? Oder herrscht hier eine dritte, die ‚arabische‘ Art des Verhandelns vor? Nämlich: den persönlichen Kontakt als Maßstab für die Qualität eines Angebots zu nehmen?

Zur nonverbalen Kommunikation gehören noch mehrere körpersprachliche Signale, die als positive oder negative Gesten interpretiert werden können. Zuerst einige negative Beispiele: das Verschränken der Arme verrät Abwehrhaltung, das Aufdie-Hüfte-Stützen beider Hände Aggressivität, eine Hand vor dem Mund Skepsis oder Nachdenklichkeit, zwei Hände davor verraten Überraschung oder gar Erschrecken, ineinandergreifende Finger Unterwürfigkeit. Und nun einige positive Beispiele: etwas angewinkelte Arme signalisieren Aufmerksamkeit, leicht ausgestreckte Arme Begeisterungsfähigkeit, das Aneinanderlegen der Fingerspitzen signalisiert Diskussionsbereitschaft und das Aufeinanderlegen der Hände Zustimmung.

Als eine Art Zusammenfassung der nonverbalen Kommunikation seien die theatralen Rituale bei Steuer- und Sparkassenberatern aufgeführt, die die Schauspieler des neuesten Films „Yella“ (2007) von Christian Petzold erlernen mussten. Diese „Codes des neoliberalen Kreditgeschäfts“, die sich „durchaus mit ethnologischen Studien vergleichen“ lassen, sind „das Auf- und Abwippen auf den Zehenspitzen, die leicht angestrenzte Lässigkeit, mit der (man) die Hände in die Hosentaschen schiebt, das Kratzen am Hinterkopf vor einer wohlüberlegten Charme-Offensive“ und „diese eine stechende Frage zu Yellas neuem Arbeitgeber: <Wie, die stellen noch ein?> Dieses ganze Spiel aus Cheftümelei und Großmannssucht, das kaum ein Wort braucht, um den anderen massiv einzuschüchtern“ – die Hauptdarstellerin „Yella“ benötigt (jedoch) nicht lange, um dieses Gebärdenspiel rund um Gewinnaussichten, Sicherheiten und Beteiligungen perfekt zu parieren“. Denn: „Es macht ihr Spaß, es soll ihr (neues) Leben sein“.

5

Wenn dieses Fachgebiet so differenziert und selbst seine Körpersprache so nuanciert ist, bleibt die Frage: Wer studiert denn nun Wirtschaftswissenschaften? Da ich kein Wirtschaftswissenschaftler bin, kann ich auch hier nur einige laienhafte Anmerkungen anbieten; aber ich habe sehr oft mit Studenten dieses Faches zu tun, so dass sich für mich eine gewisse Typologie herausgebildet hat.

So gibt es sicherlich auch deutsche Studenten, die sich von vornherein der Komplexität dieser Fachrichtung bewusst sind und sich gerade deshalb dafür entschieden haben, doch viele wählen Wirtschaftswissenschaften, weil dies angeblich neu ist – sie hatten es nicht in der Schule – und weil es anscheinend der direkte Weg in die Wirtschaft ist – sie versprechen sich nach dem Studium eine schnelle Einstellung mit hohem Ge-

halt. Dass dies selbstverständlich ein doppelter Irrtum ist, müssen die meisten schon sehr bald erfahren – und die ersten Konsequenzen daraus ziehen.

Viele ausländische VWL- und BWL-Studenten kommen nach Deutschland – negativ, weil sie nicht in den USA oder in England studieren können, und positiv, weil Deutschland immer noch (und wohl zu einem gewissen Recht) den Ruf einer starken Wirtschaftsnation besitzt. Es sind meist Studenten aus Osteuropa, aus Italien und Spanien, aus arabischen Ländern und aus China; für sie alle ist ein abgeschlossenes Studium in Deutschland mehr oder weniger die Garantie für eine gute Arbeitsstelle in der Heimat oder in international bzw. modernistisch ausgedrückt: global agierenden Konzernen.

Diese Studenten sind meist auch mehr als nur Wirtschaftswissenschaftler; sie studieren dieses Fach, weil es ihnen bessere Berufschancen eröffnet; denn ansonsten sind sie eigentlich mehr interessiert an Sport, an Kunst, an Reisen – eben an allem Möglichen, was das Leben doch erst lebenswert macht. Was übrigens ein wichtiges Kriterium bei Bewerbungen ist: die außerberuflichen Interessengebiete, wodurch sich eben nicht nur fähige, sondern auch vitale, also belastbare, und kommunikative, also überall einsetzbare, kurz: interessante Mitarbeiter auszeichnen sollten. Dies ist – neben der fast schon obligatorischen Beherrschung einiger Fremdsprachen – oft wichtiger als eine fachspezifische Qualifikation, die zudem hier und dort verschieden praktiziert wird und sich auch ständig verändert bzw. erweitert. Es sind also Flexibilität und Kreativität gefordert, die nur auf der Grundlage einer (zwar schwierig zu definierenden, aber jederzeit neu zu interpretierenden) breiten Allgemeinbildung möglich sind, während man sich das sog. Spezialwissen wesentlich schneller aneignen kann und beim Gebot des lebenslangen Lernens auch immer wieder neu aneignen muss.